

# Die Kunst im Intrigenspiel

## Kapitel I

Der martialische Hufschlag kündigte die schnell heranpressende Patrouille an. Noch konnten die beiden Jungen, die sich auf dem mäßig steil ansteigenden Dach ängstlich zusammenkauerten, nur die menschenleeren Gassen unter sich erkennen. Die Nacht war ungewöhnlich mild. Von den toskanischen Bergen strich ein warmer Wind über Florenz. Der Mond spielte Fangen mit den vereinzelt herüberwehenden Wolken, ganz friedlich, als mache sich der Himmel über die Menschen und ihr tödliches Treiben lustig. Dann glänzten mit einem Mal die ersten Waffen und Rüstungen tief unten in den Häuser-schluchten auf. Alle Fenster und Türen blieben geschlossen. Viele waren zusätzlich mit Brettern vernagelt und durch Balken gesichert. Die ganze Stadt schien wie abwesend. Hinter jedem schwarzen Fensterloch versteckten sich Menschen, die beteten, der Kelch möge an ihnen vorübergehen.

Schrille französische Kommandofetzen rissen die Nacht entzwei. Sie drangen zu den Jungen hinauf, deren Puls ihnen laut ins Ohr schlug. Bevor ihn die Angst gänzlich lähmen konnte, wagte sich Lorenzo zum Rand des Daches. Er warf einen schnellen Blick hinunter. „Jetzt oder nie!“, flüsterte er dem anderen zu. Wie auf ein unsichtbares Kommando griffen sie in Taschen, die sie mitgeschleppt hatten, holten die Steine heraus und schleuderten sie auf die vorbeireitenden französischen Truppen.

Inmitten des höllischen Lärms versuchte jeder herauszuhören, ob er getroffen hatte. Klang es, als träfen ihre Steine auf Blech, so schien die abgrundtiefe Angst für einen kurzen Moment wie weggefegt. „Ich habe einen!“, flüsterten sie sich leise zu. Am liebsten hätten sie alles laut herausgebrüllt, ihre Angst,

ihren Triumph. Lorenzo war trotz seiner zehn Jahre umsichtiger als der etwas ältere Antonio. Der richtete sich beim ersten Treffer voller Freude auf. Sofort hatte er auf dem schrägen Dach mit seinem Gleichgewicht zu kämpfen. Panik überfiel ihn. Sie schlug ihm in den Magen, sie lähmte für einen gefährlichen Moment seine Arme und Beine. Der alte Trick, ganz schnell an etwas Anderes zu denken, half ihm in letzter Sekunde.

Der laute Knall eines Schusses fuhr den beiden durch Mark und Bein. Starr vor Schreck, warfen sich die Jungen bäuchlings auf das Dach. Ihre Augen hatten nur noch die alten Ziegel im Blick. Beide trauten sich kaum mehr zu atmen. Die Patrouille preschte vorüber. Es waren endlose Sekunden, bis sich das Gerbrüll und das Schlagen der Hufe endlich in den nächsten Häuserschluchten verloren.

Aus dem Nachbarquartier schlugen jetzt haushohe Flammen in den lauen Nachthimmel. Mehrere Gebäude, wenn nicht ganze Straßenzüge wurden zum Opfer des Feuers. Der Wind trug den Brandgeruch in die entgegengesetzte Richtung. Das wütende Prasseln der gierigen Flammen war über Kilometer deutlich zu hören. Dann stürzten die ersten Stockwerke und Dächer ein. Verzweifelte Schreie, Detonationen, fürchterliche Pfeifgeräusche und das merkwürdige Rauschen drangen herüber, mit dem ganze Wände und Häuser in sich zusammenbrachen und alles unter sinnlosen Steinhalden begruben. „So klingt der Untergang einer Stadt“, schoss es Lorenzo durch den Kopf. Antonio rang um jeden Atemzug. Ihre Taschen waren leer. Sie hatten getan, was sie konnten. Sie wollen nur noch nach Hause.

Nach Hause – gab es das noch? Beide hatten Glück, ihr Viertel blieb verschont. Lorenzo hatte als Lehrling des berühmten Malers Silvio sein Bett in einer Kammer hinter der Werkstatt. Antonio lebte nur wenige Häuser weiter in Richtung Arno, aber deutlich komfortabler. Er wuchs in einem Haus auf, in dem Waren zwischengelagert wurden und ein Kontor über

die Güter und Gelder wachte. Die Familie di Matteo war im Fernhandel reich geworden, Antonios Eltern hatten sich schon vor Jahren in ihr idyllisches Anwesen in den Bergen oberhalb des Arnotal zurückgezogen. Die Geschäfte und die Erziehung ihres Sohnes überließen sie dem alten Ser Marco Cartari.

Seit Antonio denken konnte, hockte Ser Marco an dem schweren Schreibtisch inmitten des Kontors und trug unermüdlich Zahlen in ein dickes, fest eingebundenes Geschäftsbuch ein. Auf dem Regal in seinem Rücken stapelten sich alte Handelsbücher, an einer Leiste waren Zettel für die laufenden Erledigungen angebracht. An der Seite des Regalbrettes hingen unterschiedlich große Gewichte wie Pendel herab, als warteten zumindest die kleineren nur darauf, dass ein minimaler Luftzug sie in sanfte Schwingungen versetzte und vor der gähnenden Langeweile rettete. Mit der Waage auf dem Schreibtisch hatte der kleine Antonio schon als Kind stundenlang gespielt.

Die Karte an der Wand zeigte Zentraleuropa. Antonio kannte sie seit Jahren auswendig. Die Handelsrouten über See und über Land waren rot eingezeichnet, bedeutende Markt- und Hafenstädte waren extra markiert. In jeder gab es viele Lager- und Kontorhäuser. Die sahen bestimmt so aus wie das, in dem der junge Antonio seine Schularbeiten machte. Florenz verfügte über vorzügliche Bildungseinrichtungen. Man lernte hier vor allem gut zu rechnen und Proportionen abzuschätzen. Das brauchten die Kaufleute und die Künstler, denn auch Maler dachten in Perspektiven und errechneten Proportionen.

Der alte Piero di Matteo hatte Antonio, seinen einzigen Sohn, natürlich zum Nachfolger seiner Geschäfte auserkoren. Seitdem Antonio aber seinen Freund Lorenzo kennengelernt hatte und in der Werkstatt des alten Meisters Silvio ein- und ausging, hatte der etwas Anderes vor. Weil der Junge seine Mathematikaufgaben machte und in der Schule gut mitkam, ließ Ser Marco ihn gewähren. Manchmal war er sogar ein wenig stolz darauf, dass sein Schützling in Kreisen verkehrte, zu denen er

keinen Zugang hatte und die er insgeheim bewunderte. Doch die Weisung des Vaters war klar und unmissverständlich: Antonio wird Kaufmann! Er führt das Unternehmen weiter!

„Die Künstler können besser rechnen als wir!“, murmelte Antonio, der an einem kleinen Pult vor dem schweren Schreibtisch seine Schularbeiten machte.

„Nein!“, antwortete Ser Marco bestimmt, aber freundlich.

„Aber warum denn nicht?“, quengelte Antonio.

„Deine Eltern haben es verboten! Basta“, gab Ser Marco zurück.

„Aber die protzen in ihrem Landhaus doch selbst mit teuren Kunstwerken herum!“, protestierte Antonio.

Ohne von seiner Arbeit aufzuschauen, sagte Ser Marco nur müde lächelnd: „Nein!“

Antonio widmete sich wieder seinen Aufgaben und schrieb mit schiefem Kopf in sein Heft. Leise flüsterte er sich selber zu: „Doch!“

Ser Marco hatte es gehört. Er warf einen verstohlenen, wohlwollenden Blick auf den Jungen und sagte nichts.

Antonio hatte Lorenzo durch Zufall kennengelernt. Er spielte am Arno nahe am Ponte Vecchio mit seinem Ball. Der landete im Wasser. Ein fremder Junge fischte ihn geschickt aus der starken Strömung heraus. Dieser Lorenzo schien aus einer anderen Welt zu stammen. War er ein Aufschneider?

„Mein Meister kann zaubern!“, behauptete dieser Junge unumwunden.

„Hast du das selbst gesehen?“, wollte Antonio wissen.

„Ihr alle werdet Wunder sehen!“, gab Lorenzo mit überlegener Miene zurück, ließ sich ins Gras fallen und schien sich mit dem Himmel weiter unterhalten zu wollen.

„Was denn? Was denn?“, wollte Antonio wissen, atemlos vor Aufregung.

Lorenzo richtete sich auf, sagte aber nichts. Als wäre er ganz in Gedanken versunken, beobachtete er die Wellen des

Flusses. Urplötzlich schaute er Antonio direkt in die Augen und sagte:

„Keiner will es glauben. Wie damals, als Verrochio die riesige Goldkugel auf die Kuppelspitze unseres Doms gesetzt hatte!“ Lorenzo machte eine ausladende Geste: „Die war schwer wie tausend Stiere!“

Mit weit aufgerissenen Augen klebte Antonio an seinen Lippen. Er wagte nicht, etwas zu fragen. Jedes Wort könnte falsch sein und den geheimnisvollen Jungen verärgern. Dann würde Antonio das Geheimnis nie erfahren.

„Ein Engel hat dem Meister Verrochio geholfen!“ verkündete Lorenzo. Antonio wagte nun, schüchtern zwar, aber selbstbewusst genug, doch dagegenzuhalten:

„Mein Papa war damals dabei. Ganz Florenz war dabei. Mein Papa hat aber keinen Engel gesehen. Und Ser Marco auch nicht!“

„Den können nur die Künstler sehen“, antwortete Lorenzo so schnell, als hätte er den Einwand längst erwartet. „Die Künstler sehen mehr als alle anderen. Darum sind sie ja Künstler. Ein Künstler lügt nicht!“

„Sind das andere Engel, oder sind das die Engel aus der Kirche?“, wollte Antonio wissen. Er biss sich dabei leicht auf die Unterlippe und verriet unfreiwillig, wie stark ihn diese Worte aufwühlten.

Da sprang Lorenzo auf, nahm den Ball und warf ihn Antonio zu. Der Ball ging zwischen ihnen hin und her. Beide waren in einem gemeinsamen Spiel, ihre Bewegungen ähnelten einem kunstvollen Tanz. So begann ihre ungewöhnliche Freundschaft. Jeder hätte sie für alte Freunde gehalten, vielleicht sogar für Brüder. Beide waren recht zierlich, aber durchaus kräftig, hatten lockige schwarze Haare und blaue Augen. Ihr Mund schien das Lächeln zu lieben und den Spott zu suchen.

Es dauerte kaum wenige Tage, da war Antonio zum ständigen Gast in der Werkstatt von Meister Silvio geworden. Der war

einer der angesehenen Künstler der Stadt, Schüler des großen Andrea del Verrochio, wie auch Leonardo da Vinci, der zu dieser Zeit im Mailändischen arbeitete. Er mochte an die 50 Jahre alt sein, wirkte aber erheblich älter und schien mit jedem Jahr langsamer zu werden. Antonio konnte ihn stundenlang beobachten, wie er an einer Rötelskizze arbeitete. Mit jedem Blick und mit jeder Bewegung versank er tiefer in seiner Arbeit. Seine Hand strich zärtlich über das Papier. Das zerfurchte Gesicht offenbarte ein Mienenspiel, als wäre jede Bewegung wie der Kamm einer ruhigen Welle, die tief im Geist des Künstlers begann. Antonio kam es vor, als werde dem alten Silvio jeder seiner Striche zu einem überraschenden Gespräch mit einem Unbekannten.

Und doch ging es in der Werkstatt so geschäftig zu wie in den vielen anderen Werkstätten auch, denen Florenz seinen herausragenden Namen in allen Weltgegenden verdankte. Antonio lernte die Abläufe kennen und machte sich mit künstlerischen Techniken vertraut. Er übte das perspektivische Zeichnen und beherrschte bald äußerst geschickt den Umgang mit Pastell- und Ölfarben. Der Junge war ungewöhnlich begabt. Jeder mochte ihn; er war freundlich und drängte sich nicht auf. Zusammen mit Lorenzo und mit dem anderen Lehrjungen rührte er oft tagelang Farben an, auch fegte er ohne zu murren die Werkstatt.

Es dauerte kaum drei Monate, da wurde Antonio eine ungeheure Anerkennung zuteil. Am Rande zweier Gemälde, die inzwischen auch reiche Bürger aus aller Herren Länder bestellten, durfte er einige Details ausmalen. Die Zentralfiguren blieben der Meisterhand vorbehalten, so war es vertraglich mit den Kunden vereinbart. Meister Silvio trug die kostbarsten Materialien auf, das Gold oder die aus Lapislazuli gewonnenen Farben für den prachtvoll gestalteten Umhang der Gottesmutter Maria.

In einer abgetrennten Ecke arbeiteten zwei junge Gesellen seit Wochen an einem großen mechanischen Modell aus Holz.

Es hatte Ähnlichkeiten mit der Kraftübertragung im Inneren einer Windmühle. Antonio sah ihnen oft schweigend zu. Dann richtete er seinen fragenden Blick an den Meister. Gern hätte er erfahren, was das ist und wozu das dient. Meister Silvio war kein Freund vieler Worte. Er genoss den ruhigen Blick des Jungen umso mehr. Von seinem Lehrling Lorenzo wusste Silvio, dass Antonio am liebsten in seine Werkstatt eingetreten wäre. Das Machtwort des fernen Vaters hielt ihn im Kontor fest. Der Junge tat im leid.

„Er hat wieder nein gesagt?“, fragte Meister Silvio.

„Mein Vater sagt immer ganz: *Nein!* Aber Ser Marco sagt nur mit dem Mund: Nein! Nicht mit dem Kopf!“

„Und was sagst du?“

Antonio traute sich nicht, die Frage zu beantworten.

Meister Silvio bewegte den Kopf hin und her, als müsse er darin einige Ideen auswiegen oder ausbalancieren. Dann stand sein Ergebnis fest: „Bleibe im Kontor! Aber komme hierher, wann immer du willst!“

Meister Silvio zeigte auf das Modell, das die beiden Gesellen gerade in Arbeit hatten. „Weißt du, was das ist?“

„Eine Mühle?“, fragte Antonio unsicher zurück.

„Gut, nennen wir es also eine Mühle. Sie wird sich nur drehen, wenn alles minutiös zusammenpasst. Jedes Teil musst du zuvor genau bedenken und messen. Wie im Großen, so im Kleinen. Hast du gut gerechnet, konstruiert und gebaut, kannst du riesige Maschinen herstellen. Alles fängt im Kopf an.“

Antonio konnte seine Faszination kaum mehr verbergen. Die Sätze sprudelten ihm nur so über die Lippen: „Die Maschine bewegt sich, sie lebt! Meister, Ihr habt ein neues Lebewesen erfunden!“

„Sei still, du Rabe!“, fuhr ihm Silvio über den Mund. „Leben erfindet man nicht! Die Natur ist unsere Lehrmeisterin. Wenn wir überhaupt etwas richtig machen, haben wir ihr alles nur

abgelauscht. Aber wir lauschen immer besser. Weil wir besser rechnen, zeichnen und immer mehr verstehen.“

„Ist es nicht ein Wunder, wenn alles passt und ineinander greift? Als hätte ein Engel ausgeholfen“, staunte Antonio. Vielleicht gelang es ihm nun doch, Auskunft über den Engel zu bekommen, von dem Lorenzo ihm am Arno vorgeschwärmt hatte.

„Der Engel des Künstlers ist in seinem Blick und in seinem Kopf, der diesen Blick versteht und ihn schärft“, gab Silvio zurück. „Und er ist in der Natur, die auf diesen Blick gewartet hat!“

In seiner Ecke hörte Lorenzo mit wachsender Eifersucht zu. Er glaubte sich unbeobachtet, karikierte die beiden mit humpelnden und skurril abgehackten Bewegungen und schnitt Grimassen. Antonio sah es aus den Augenwinkeln. Er wollte sich aber nicht stören lassen.

Schon einen Wimpernschlag darauf gab es für Silvio nichts anderes mehr auf der Welt als seine Rötelzeichnung. Er schwieg, schaute und malte. Antonios Ungeduld kochte über. Gerade jetzt, wo es spannend wurde, zeichnete der Meister seelenruhig weiter. Er skizzierte nicht einmal etwas Besonderes, sondern einfach seine Werkstatt mit den Menschen, ihrer Arbeit, den Farben, den Bildern und dem Modell im Hintergrund. Jeder konnte das so sehen. Das Bild fügte der Wirklichkeit nichts Außergewöhnliches zu. Wofür brauchte es dann überhaupt Engel, einen besonders klaren Blick und einen ebenso klaren Kopf? Wozu diente dieses ganze Gerede von Harmonie, Proportion und Mathematik?

Der Ärger machte Antonio mutiger. Er wusste, er störte den Meister und er wollte ihn jetzt stören: „Mein Vater rechnet den ganzen Tag, auch Ser Marco. Sie sind nicht auf Harmonie aus. Die Bücher müssen halt stimmen. Ist das bei den Künstlern denn so ganz anders? Ihre Bilder müssen stimmen. Der Mensch im Vordergrund muss größer sein als der im Hintergrund.“



Meister Silvios Blick schien sich in irgendeiner Ferne zu verlieren. Antonio spürte, dass er nicht insistieren, das Schweigen nicht mutwillig unterbrechen durfte. Dann antwortete der Maler mit leiser Stimme, als spräche er zu sich selbst und hörte nur das Echo seiner verklingenden Worte:

„Die Kaufleute haben das von den Künstlern gelernt. Aber Künstler sind sie nicht. Welcher Einsicht sind sie hinterher? Welcher Natur wollten sie jemals etwas ablauschen? Der Künstler kann nur malen, was er erkennt. Der große Künstler malt, was er erkennt und was er liebt. Er lässt sich von den *ragioni* der Natur führen.“

„Meister Silvio, was ist das: *ragioni*?“

„Das ist schwer zu sagen. Es sind Funken der Vernunft und der Wahrheit. Stell dir das vor wie einen Samen. Der ist klein und unscheinbar. Und doch weiß er, wie der ganze große Baum aussehen soll.“

„Die sollen überall sein?“

„Der Künstler hat sie vor Augen, selbst wenn er Hässliches, wenn er Abstoßendes, wenn er Leid und Tod sieht. Eine Vogelschwinge offenbart ihm mehr als die dicksten Bücher. Diese Erfahrung ist die Wissenschaft aller Wissenschaften. Ihre Wahrheit verschenkt sie an den, der sehen gelernt hat. Aber der Kaufmann, was hat der zu verschenken? Er hat etwas zu verbergen. Er preist seine Waren lauthals und nimmt es nicht so genau mit dem Maß, mit der Güte, mit der Wahrheit. Ein lukratives Geschäft macht nur einen zum Gewinner; der Getäuschte verliert. Nein, mein Junge, Künstler und Kaufleute leben in verschiedenen Welten. Kaufleute müssen alles auf die Glücksgöttin Fortuna setzen. Ihren Launen liefern sie ihr eigenes Leben und das vieler anderer aus. Wo bleibt da die Wahrheit, zu der die Kunst den Menschen führt? Die Wahrheit bleibt auf der Strecke!“

Die Worte wirbelten so wild in Antonios Kopf herum, dass er keine eigenen mehr fand. Meister Silvio befürchtete, dass er

etwas zu weit gegangen war. Er legte seine Hand auf Antonios Schulter und bemühte sich um einen sanften Tonfall, der die Wogen glätten sollte:

„Sieh selber zu! Du bist klug genug. Und vor allem: Komm wieder!“

Silvio hoffte, das Schlusswort gesprochen zu haben, nahm den Rötelstift und rettete sich dadurch vor weiteren Fragen und Wortwechseln. Antonios Blick folgte seinem Stift nur kurz. Die Faszination für das Mühlenmodell konnte er kaum noch im Zaum halten. Die Rötelzeichnung der Werkstatt schien im Nu vergessen. Antonio ahnte nicht, wie oft dieses Bild in seinen späteren Jahren in bunten Träumen auftauchen sollte. Aber er kam wieder und wieder in die Werkstatt, in der vor allem Lorenzo stürmische Fortschritte machte und sich versprechen konnte, als der herausragende Schüler Meister Silvios den Ruhm und die Werkstatt übernehmen zu können.

Zwischen Antonio und der Kunst stand bald nicht mehr allein das *Nein!* seines Vaters. Antonio hätte einen exzellenten Maler abgegeben, an Lob und Anerkennung in der Werkstatt fehlte es nie. Etwas aber störte ihn, er konnte es noch nicht ganz in Worte fassen. Bilder waren auch Handelswaren; die aus Florenz fütterten die berühmtesten Märkte in der ganzen Welt. Sie verkauften sich enorm gut und machten der Stadt und ihren Künstlern alle Ehre. Warum schimpften die Künstler dann auf fast alle, die bei ihnen Bilder in Auftrag gaben oder mit ihnen handelten? Insgeheim waren viele der Maler längst zu geschickten Kaufleuten geworden. Sie handelten immer raffiniertere Verträge und Privilegien an vielen Höfen aus. Die Klügeren lancierten Moden und Meinungen, um den Preis ihrer Bilder in die Höhe zu treiben. Sie ließen sich feiern und gut bezahlen, traten aber gern als die armen Diener der Wahrheit auf, die in ihren Bildern verborgen sei. Wer war denn hier der Schwindler – der Künstler oder der Kaufmann?

Fühlte sich Antonio im Kontor nicht wohl, ging er in die Werkstatt. Plagten ihn dort seine Zweifel, dann fühlte er sich im Kontor umso besser aufgehoben. Im Unterschied zu Meister Silvio kannte sich Antonio mit den wissenschaftlichen Methoden der Buchführung aus, mit denen Luca Pacioli und seine vielen Schüler seit Jahren Furore gemacht hatten. Meister Silvio beklagte unablässig, die Launen der Fortuna stellten die einzige, die armselige Weisheit der Kaufleute dar, die ihr Fähnlein in den Wind hielten. Die neue Glücksgöttin des Handels kannte der Alte anscheinend nicht. Sie hielt längst eine Rechentafel in der Hand, entdeckte Bodenschätze, erschloss Märkte oder sie betrieb Werbung für Versicherungen, die Risiken kalkulierbar machten. Sie mischte sich planmäßig in Staatsangelegenheiten ein und spielte längst in der großen Politik mit.

Ein Montag im blühenden Monat Mai des Jahres 1505 wurde zum Jubeltag für Antonio. Den ersten Teil seiner Lehrzeit hatte er daheim absolviert, nun erwartete ihn die Welthandelsfirma Frescobaldi & Gualterotti zum Vorstellungsgespräch. Piero di Matteo hatte es sich nicht nehmen lassen, seinen Sohn in das Unternehmen zu begleiten, in dem vor Jahrzehnten seine eigene Karriere begonnen hatte. Kein Geringerer als der alte Cesare Frescobaldi hatte die beiden in den prunkvoll eingerichteten Arbeitssaal im Stammsitz am Ufer des Arno geladen.

Ein Lehrjunge führte sie hinein und kündigte an, Cesare Frescobaldi werden binnen kurzer Zeit eintreffen. Antonio schnupperte die erregende Luft des Welthandels. Auf dem Schreibtisch lagen Briefe, auch in fremden Sprachen, mehrere Siegel, eine filigrane Goldwaage, ein Halter mit bunten Federn exotischer Vögel, Schreibfedern und zwei Tintenfässer. Ein reich ornamentierter Silberpokal thronte über der rechten Schreibtischseite, auf seinem Deckel streckte eine goldene Frauengigur ihren nackten Körper und hielt einen Lorbeerkranz in die Höhe. Fortuna stand in lateinischen Lettern auf dem Sockel. Die Wände waren mit seltenen und kostbaren Hölzern

getäfelt, die von Bildern, See- und Landkarten fast rundum verdeckt wurden.

Vater und Sohn di Matteo hatten noch nicht am Besprechungstisch mit den acht Stühlen Platz genommen, da stürmte Cesare Frescobaldi in den Raum, als bringe er Wind für eine ganze Flotte von Segelschiffen mit. Überschwänglich begrüßte er den alten Herrn di Matteo. In unvordenklicher Zeit hatten sie sich in Brügge in der Handelsniederlassung der Genuesen kennengelernt. Den jungen Antonio taxierte der eilige Kaufmann mit einem schnellen Blick. Er hatte keine Zeit zu verlieren und wollte sein Urteil fällen.

Cesare Frescobaldi wies seinen Gäste mit einer ungeduldigen Geste Plätze am Besprechungstisch an. Kaum hatten sie sich gesetzt, strich Frescobaldis Finger über eine Karte ganz Europas. Seine Befehle an den jungen Antonio trug er wie freundliche Einladungen vor.

„Schau!“, sagte er in einem Tonfall, als überreiche er gerade ein Geschenk. Sein Finger klopfte auf einen Hafen am Mittelmeer. Dann beschrieb er eine Linie durch die Straße von Gibraltar, an der spanischen und der französischen Küste entlang bis zum Hafen Sluis bei Brügge. Ohne weitere Erklärungen fragte er kurz: „Wie lange?“

„Drei bis vier Wochen“, antwortete Antonio so prompt, als hätte er sogar Spaß daran, sich an dem schnellen Schlagabtausch zu beteiligen.

„Und die Hansen?“

„Die Hansekoggen sind viel langsamer“, sagte Antonio mit einem breiten Grinsen. „Dafür nehmen sie mehr Ladung auf.“

„Wer hat die schnellsten Karavellen?“

„Die Genuesen!“

„Nicht die Venezianer?“, bohrte Cesare Frescobaldi drohend nach.

„Das behaupten nur sie. Sie wollen dem, der daran glaubt, nur Dukaten aus dem Sack ziehen!“

Keine Regung verriet, ob Cesare Frescobaldi mit den Antworten zufrieden war. Sein Finger kündigte einen neuen Prüfungsabschnitt an.

„Schau!“ Wieder fuhr die Hand eine neue Route über die See ab. „Musst du dafür eine Seevericherung abschließen?“

„Wenn man im großen Konvoi segelt, nicht!“

„Was tust du, wenn sich ein englisches Kriegsschiff nähert?“

„Im Augenblick droht keine Gefahr.“

„Und die Franzosen? Die stellen Kaperbriefe aus!“

Mit leisem, aber unüberhörbarem Stolz in der Stimme konterte Antonio: „Mit denen sind wir in Florenz doch auch fertig geworden!“

Cesare Frescobaldi lachte spitz auf. Die Kaltschnäuzigkeit seines Prüflings verblüffte ihn. Dieser Antonio machte ihm Spaß. Der junge Mann war ganz nach seinem Geschmack.

„Merke dir, alle Wölfe der Welt stürzen sich auf uns, auf die Kaufleute. Alle Waffen richten sich auf uns: Schwerter, Paragraphen, falsche Urkunden und Fallstricke aller Art. Selbstherrliche Könige, Advokaten und schlaue Diebe, Piraten und Steuerpächter, ehrbare Bürger und gewiefte Halunken, Wegelagerer, Zollwärter, Pfaffen und Oboluseintreiber. Nicht zu reden von Feldherren, Flottenadmiralen und marodierendem Kriegsgesindel. Sind wir schutzlos? Nein, am Ende sind wir stärker! Ohne uns gibt es keine mächtigen Königreiche, keine stolzen Städte, nur armselige Hungerleider. Ohne den Handel würden die Bürger in den Städten bedauern, nicht mehr auf der nährenden Scholle zu leben. Die Angst vor Hunger und Armut, das ist manchmal unsere einzige Waffe. Das schwarze Loch im Bauch und das Elend drohen, kommt der Handel einmal zum Erliegen. Lass es dir gesagt sein: Die Furcht davor ist eine Waffe. Sie ist schärfer als alle Schwerter der Welt!“

Der Alte legte seine Hand auf Antonios Schulter. Er blickte Vater di Matteo zufrieden in die Augen: „Dein Sohn gehört jetzt zu Frescobaldi und Gualterotti! Er wird seine Lehrzeit in

unserer Niederlassung in Brügge beenden!“ Frescobaldi schüttelte Antonios Hand. Seine Stimme klang nun vertraulich und deutlich leiser.

„Mir ist zu Ohren gekommen, du treibst dich bei den Künstlern herum?“

Die Worte trafen Antonio völlig unvorbereitet. Wie sollte er das auf die Schnelle erklären? Schuldbewusst ging sein Blick zu Boden.

„Gut so! Uns allen nutzt die Kunst. Sie macht den Namen unserer geliebten Stadt unsterblich. Sehen neben großen Kunstwerken nicht alle unsere Waren wie kleine Kunstwerke aus? Unser Wein schmeckt dann aller Welt nochmal so gut. Wer hat Sinn für echte Schönheit, wer hat wirklich Geschmack? Wir! Ja, lerne den Wert der Bilder und Skulpturen genau zu schätzen! Die Zeit wird ihn mit Zins und Zinseszins erhöhen. Das Schiff, das dich in zwei Wochen nach Flandern bringt, hat fünf kostbare Bilder unserer Meister an Bord. Brügge ist eine der reichsten Städte der Christenheit!“

Cesare Frescobaldi drehte sich abrupt zu Piero di Matteo herüber und flüsterte ihm direkt ins Ohr:

„Dein Sohn hat wirklich jeden Kontakt mit den Künstlern eingestellt?“

„Jeden!“, gab Vater di Matteo flüsternd zurück und bemühte sich, möglichst überzeugend zu klingen. „Der Maler Silvio, der meinem Antonio den Kopf verdreht hatte, hat unlängst das Zeitliche gesegnet.“

Die Stimme Frescobaldis wurde wieder abweisend und hart. Er sprach unmissverständlich das letzte Wort in dieser Angelegenheit:

„Du kannst Bilder verkaufen. Verstehst du: verkaufen! Halte dich aber fern von den Malern. Kommst du ihnen zu nahe, verdrehen sie dir den Kopf. Dann glaubst du, die Welt ihrer Bilder wäre die wahre Welt! Und schon ist es um dich geschehen: Nicht du verkaufst die Bilder, die Bilder verkaufen dich!“

# RAINER OTTE BEI PARODOS

## GEISTESBLITZ im Dämmerlicht

Seit der Antike unterscheidet die Philosophie diskursives und intuitives Denken. In erster Linie prägen Begriffe ihre Geschichte und ihre Gegenwart. Die Intuition stellt hingegen ihre oft heruntergespielte Seite dar. Die Kritik verortet sie gern in halbbewussten Gedankenkreisen oder auf philosophischen Hintertreppen.



## SCHWEBEN. DENKEN

Die Geschichte der Philosophie ist eine Geschichte von geistigen Steil- und Sinkflügen. Die einen schwingen sich empor bis zu Werken, die sie selbst als „Buch des abstrusesten Inhalts“ ankündigen (Hegel), die anderen erden diese Luftkisse, indem sie deren Philosophien vom Kopf auf die Füße stellen.



## DER ATHEIST IM DOM

Treffen sich Atheisten und Gläubige, dann streiten sie in der Regel gern. Der stereotype Verlauf vieler dieser Dispute langweilt. Rainer Otte fragt, was Atheisten und Gläubige heute verbindet. Lassen sich nicht viel spannendere Dialoge führen?



## WINDPASSAGEN

Motorradfahren ist eine Lebensform, die das Denken in Schwung bringt und aus dem Fahren im Wind eine persönliche Philosophie jedes Motorradfahrers macht. Rainer Otte – Philosoph, Publizist und seit 40 Jahren Motorradfahrer – geht der Frage auf den Grund, was das Motorradfahren mit der Philosophie verbindet.

